

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Buch meines Lebens**

Erinnerungen

**Vierordt, Heinrich**

**Stuttgart, [1924]**

6. Abschnitt. Abermals in der Landeshauptstadt (1867-1870)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

## 6. Abschnitt

### Übermals in der Landeshauptstadt (1867—1870)

**U**nter festlichem Gewühl in der Stadt bezogen wir unser altes, weiträumiges Haus Ritterstraße 24 wieder. Karlsruhe feierte gerade ein badisches Landeschießen; in Marau fand ein Fischerstechen statt; rotgelbe Wimpel und Fahnen flatterten allerenden. Ich führte zwei Konstanzer Damen mit brustgeschwelltem Hochgefühl in den geschmückten Straßen umher, als juble fortwährend in mir: ja, so glänzend geht es hier zu, und das alles ist meine Heimat! Das Herz schlug mir um so höher, als Beginn der Sommerfreizeit war und die Wolke der Schul sorgen in weiter Herbstferne braute.

Mitte August 1867 sah ich den vielgenannten, merkwürdigen Mann, vor dessen berühmten, gefürchteten Neujahrsreden Europa schon anderthalb Jahrzehnte gebebt hatte: der französische Kaiser Napoleon III. berührte Karlsruhe bei der Durchreise nach Salzburg, wo er dem Habsburger Franz Joseph wegen des Trauerspiels in Mexiko seinen Beileidsbesuch abstatten und nebenher Osterreich in vergeblichem Liebeswerben zum Bündnis wider Preußen fördern wollte. Ungeheure Menschenmassen hatten sich am Bahnhof eingefunden. Ein kurzer, eilender Zug fauste vorüber; Willkommrufe brausten — sofort verbreitete sich bei der enttäuschten Menge die Kunde, daß es der vorauffahrende Schutzzug gewesen sei. Drohungen waren laut geworden: der kaiserliche Sonderzug solle bei der Fahrt durch Süddeutschland mittels Schienenaushebens zur Entgleisung gebracht werden; deshalb die Vorsichtsmaßregel. Endlich fuhr in langsam feierlichem Gangmaß der sehnlich erwartete Kaiserzug ein. In Rastatt, wo die Besatzung mit klingendem Spiele sich zum Empfang am Bahnhofs versammelt hatte und die Offiziere sich schon als gesicherte Ritter der begehrten Ehrenlegion betrachten mochten, war der Zug zum Mißvergnügen der in höchstem Wische Harrenden rücksichtslos vorübergebraust. Am Spätnachmittage gelangten Napoleon und Eugenie nach Karlsruhe. Der bürgerlich gekleidete Kaiser grüßte



freundlich mit dem hohen Hut aus dem Fenster seines prachtvollen Reise-  
wagens die hochrufende Menge; vielleicht ließ er sich durch solchen Empfang  
über die wahre Gesinnung der süddeutschen Bevölkerung täuschen. Genau  
drei Jahre später sollten auf den selben Eisenschienen viele Tausende der  
Krieger des selben Cäsars in die Gefangenschaft nach Deutschland fahren!  
Im Wartsaal spielte sich ein seltsamer Auftritt ab: Großherzogin Luise  
wollte der französischen Kaiserin einen herrlichen Blumenstrauß verehren,  
aber durch Ungunst des Zufalls fiel er im selben Augenblick zwischen beiden  
Fürstinnen zur Erde; ein Kammerherr hob ihn auf und überreichte ihn der  
fremdländischen Majestät. War dies schon ein unheilshwangeres Vor-  
zeichen?

Einen Monat später beehrte der König von Preußen, Wilhelm der Sieg-  
reiche, der Schlachtengefeierte Held von Sadowa, die Stadt. Auf dem  
Truppenübungsplaz war große Heerschau; was Seine hatte, lief hinaus,  
um den ehrwürdigen Besieger Osterreichs auf dem Urrappen, den er in  
jener gewaltigen, jahrhundertschicksalentscheidenden Schlacht geritten, zu  
schauen. König Wilhelm prägte sich mir tief ins Gedächtnis, wie er, mit  
der Hand freundlich grüßend, die Schaufseite der Truppen entlang Galopp-  
ritt. Der „Kappe von Sadowa“ genos damals — wie zur Zeit des Alten  
Fris der „Schimmel von Wollwitz“ — große Volkstümlichkeit. Zu seinem  
Stand im Marstalle, wo er besichtigt werden durfte, strömte es; ich war  
nicht der letzte seiner Verehrer und streichelte voll Andacht seinen Hals.

1867 war das Jahr der Pariser Weltausstellung. Die allgemeine Für-  
sten- und Völkervallfahrt ging zum Herrn der Tuilerien, der sich zum  
letztenmal als europäische Hauptperson fühlen durfte. Kaiser Franz Joseph  
von Osterreich stattete dem Beherrscher der Franzosen seinen Gegenbesuch  
ab und hielt bei diesem Anlaß kurze Mittagsrast in der badischen Fürsten-  
stadt. Ich stand im dichten Gewähl am Schloßtor und entsinne mich der  
jugendlich schneidigen Gestalt in blendend weißem Kriegstrocke, roten Hosen  
und grünem Federbusche, die sich aus dem Prunkwagen schwang, um mit  
dem gleichfalls noch jugendfrischen badischen Landesfürsten Friedrich die  
Schloßstreppe hinanzusteigen.

Unter den zahlreichen Parispilgern befanden sich auch meine Eltern, die  
uns Kindern einen grauen Papagei und eine niedliche „Draisine“, in Form  
eines kleinen Schimmels, heimbrachten. Die Erfindung des alten Herrn  
von Drais, die sich nachher als Fahrrad den Erdball erobern sollte, war  
damals seltener gesehen. Mein Vater kannte noch den Erfinder des Fahr-  
rads und erzählte manchmal, als diesem weitschauenden, grübelnden



Denker ein Standbild gesetzt werden sollte, daß die Karlsruher Straßens-  
jungen dem alten, sonderbaren Herrn in blauem Frack und breiter Schild-  
mütze höhrend nachgelaufen seien, wenn er auf seinem anfänglichen, un-  
beholfenen Urrade Fahrversuche machte. Seine goldenen Nothknöpfe pflegte  
er, um alles Aufsehen zu meiden, in Gummilastitum-Überzügen zu ver-  
stecken. Drats hatte schon 1814 dem in Karlsruhe weilenden Zaren Alex-  
ander I. auf dem Schloßplaz seine neue Erfindung vorgeführt. Der  
wunderliche Sonderling litt, wohl infolge der vielen Verspottungen und  
Verhöhnungen, stark am Verfolgungswahn; er habe stets den Argwohn  
gehegt, eine Verschwörung werde gegen ihn angezettelt; er zählte zu den  
schnurrigen Straßengestalten im alten Karlsruhe; seine Familie, der er  
zu viel Geld für seine Erfindungen „verplemperte“, ließ ihn gar unter Vor-  
mundschaft stellen. —

Nach all den buntpfarbigen Herbstbildern, die sich wie Schmetterlinge  
jagten, trat gedämpftere Stimmung ein, als sich die heiligen Pforten des  
Lyzeums aufstuten. Hier hatte gleichzeitig die altbadische Gemütlichkeit ihr  
Ende gefunden, und schneidigerer Wind hub zu wehen an. Einem aus West-  
falen berufenen Schulmann, Dr. Wendt, einem auffallenden Geprägetopf  
mit abschäppler Löwenmähne, einer rücksichts- und bedenkenlosigen Wes-  
sensart, war die schwierige Aufgabe zugefallen, mit alten, aber vielfach  
überlebten, ja verrotteten Zuständen aufzuräumen und ein völlig neues  
Zukunftsgebäude zu errichten. Manche der alten Lehrer, die sich mit der  
neuen Herrschaft nicht befreunden mochten, gingen ab und machten ihrem  
Grolle gegen den Neuerer, gegen das „Nordlicht“, das die Leuchte seiner  
Weisheit aus nordischen Gefilden den verkümmerten Süddeutschen erst  
herabbringen wollte, in bösesten Nachreden Luft. Dem Zeichenlehrer, Hof-  
maler Steinbach, hatte der gewalttätig durchgreifende Ankömmling das  
gemütliche Zigarrenschmauchen in der Zeichenstunde im Handumdrehen  
abgewöhnt. Wendt lag es am Herzen, aus dem Lyzeum eine Schule für  
Gelehrte, für „Philologen“ zu machen. Alles Menschenzeug, das die-  
sem Ziel nicht dienen wollte, mußte hinausgewimmelt werden; ob dies  
der Zweck einer Mittelschule sein soll, dürfte streitig sein. Wenn ich auch nie  
zu Wendts Lieblingschülern zählte, muß ich ihm das Recht widerfahren  
lassen, daß er allezeit ein anregender Lehrer war. Den höchsten Ruhm des  
Lehrers freilich, den der Gerechtigkeit, könnte ich ihm beim besten Willen  
nicht nachsagen; er hatte, vielleicht zufälligerweise, gar auffallende Vor-  
liebe für Ministerialratskinder und Söhne solcher Väter, die ihm durch  
Rang und Stellung hätten schaden können.



Wendt war kein Erster unter Gleichen; er verpflanzte den preussischen Militärgelbst nach Baden in die Schule; die Lehrer waren ihm Beamte, er ihr Vorgesetzter; er verlangte durchaus Unterwerfung von seinen Untergebenen. In der Folge bedeutete er mehreren, die das sechzigste Lebensjahr überschritten hatten: kein Lehrer solle nach diesem Zeitpunkt mehr unterrichten! Als er selbst über achtzig Jahre alt war und sich noch immer nicht von seinem Lehrstuhl zu trennen vermochte, und er wieder einmal einem etwa siebenzigjährigen Herrn nahelegte, seine Entlassung zu nehmen, hatte dieser, der keiner der gewünschten blinden Knechte war, den guten Einfall, ihm zu sagen: „Bitte, Herr Geheimrat, ich lasse Ihnen den Vortritt!“ Bei Wendt hieß es: Ja, Bauer, das ist etwas ganz anderes! Ein fast ergreifend anmutendes Schicksal verhängte, daß der hochbetagte Anstaltsleiter vier Jahrzehnte danach seine Schule in ähnlich verwahrlostem Zustande zurückließ, wie er sie selbst von seinem altersschwachen Vorgänger überkommen hatte.

Geraume Zeit war ein Professor Hermann mein Klassenvorstand; seine Schüler beehrten ihn mit den wohlklingenden Ehren-Übernamen „Pavian“ und „Schlowack“! Etwas Pavianartiges hatte seine Schädelbildung tatsächlich. Dieser Mann peinigete mich redlich, gab mir aber verblümt zu verstehen, daß Privatstunden bei ihm mich erstaunlich fördern sollten. Ich steckte mich hinter meinen Vater und erhielt die gewünschte Einwilligung. Die Stunde kostete einen Gulden (1 Mark 70 Pfennig), für damals ein sehr hoher Preis. Der Professor half mir in allen Fächern nach, aber wie! In seinem Arbeitszimmer saß ich am Schreibtisch eingeklemt; mein Lehrmeister hockte hinter mir auf der breiten Lehne des Stuhles, meinen Kopf zwischen seine Knie geklemmt; bei jeder verfehlten Antwort erhielt ich einen Schlag mit dem spanischen Rohr über den Nacken. Am Fenster saß die Gattin des Unholds als Zeugin meines Elends an ihrem Nähtisch; über mir hing ein schräger Spiegel, und ich sah aufblickend darin, wie mein Peiniger bei jedem Schläge seiner Ehehälfte — die kurz zuvor noch als Sängerin die Venus im „Lannhäuser“ gesungen hatte — einen wahrhaft teuflischen Blick boshafter Schadenfreude zuwarf! Alle deutschen Aufsätze, die die Klasse bei dem Quällüßling machte, fertigte ich Wochen vorher schon in der Privatstunde, arbeitete sie oft mehrfach um, so daß mir die Beschuemelei ganz abgesehen von den Prügelein, keineswegs leicht gemacht ward, erhielt aber dann die Note „sehr gut“. Ganz unerhört war, daß der lustpeinigende mich die französischen Stile, die um acht Uhr in der Schule von den Knaben unter Angstschweiß ausgebrütet wurden, ein Viertelstunde



chen vorher in einer Hausnische des Kirchengäßleins hinter dem Schulgebäude in aller Eile auswendig abhörte; natürlich schrieb ich sie flott und ohne Kopferbrechen ins Heft und bekam dafür großartige Zeugnisse. Leichten Gewissens machte ich mich zum Mitschuldigen an einem Unrecht gegen meine Mitschüler: ich mußte doch für die Nackenschläge einige Entschädigung haben! Vom Ausfall der Privatstunden hing überdies Wohl und Wehe meiner Sonntagnachmittage ab; ich erhielt nach jeder Stunde ein Zeugnis, das ich mit der Unterschrift des Vaters dem Herrn Lehrer zurückbringen mußte; fiel es ungünstig aus, hatte ich außer dem Meerrohrgenuß in der Woche keinerlei Festtagvergnügen zu gewärtigen; ohne Gnade mußte eine schon angenommene Einladung abgesagt werden. Aus Erbitterung unterschlug ich zuweilen die Unterschrift und suchte mich durch Lügen nach beiden Seiten zu decken. So werden zuweilen geflissentlich die Wesenskern der Jugend von Lehrmeistern und Erziehern untergraben.

Bei meinen Eltern fanden Klagen keinerlei Gehör noch Rückhalt; sie gehörten zu jenen altmodischen Eltern, die nicht blind in ihre Kinder hineinsahen und den eigenen Sprößlingen Fremden gegenüber recht gaben; nein, wir Kinder hatten stets unrecht, und unsere Meinung wurde jederzeit unbesehen der anderer Leute hintangeseht; dies ist bis zu einem gewissen Grad eine Tugend von Eltern; wenn sie aber so weit geht, wie dies bei uns der Fall war, kann dadurch das Selbstvertrauen der Kinder erschüttert werden.

Eine gütige Fügung hatte es eingerichtet, daß Mauer an Mauer neben meiner Privatstundengottesgeißel in der Akademiestraße 39 meine gute Großmutter wohnte, der ich mein schmerzdurchbohrtes Herz ausschütten konnte. Viele Stunden verbrachte ich dort in trostreichem Gespräch, und manchmal saßen wir noch abends unter einem Bäumchen im Hofe, wo sich ein im Hinterhause wohnender biederer Schreinermeister Rathle und seine Frau zu uns gesellten, indes der Mond über die Dächer herüber die plaudernde Feierabendgruppe mit Gold übergieß ...

In der Unterquarta (alten Stils) trat die Mathematik als Jugendschreckgespenst in mein Dasein und verbitterte mir von da an die ganze Schul- und Jugendzeit; wegen ungenügender Leistungen in diesem Materfache blieb ich sitzen. Man hatte — wie vielleicht heute noch? — das wahnwitzige Verfahren, einem jungen Menschen wegen zweier schlechten „Noten“ — bei mir Mathematik und Physik — Kummer und Schmach des „Repetierens“ aufzubürden, statt umgekehrt, wie es klüger und menschlicher wäre, zu verfahren, und einen Schüler, der in zwei Fächern durch-



weg Gutes leistet, zu befördern; das bißchen Wissen, das einer widerwillig in den seiner Begabung fernliegenden Fächern sich in den Kopf trichtert, hat er alsbald verschwitzt und wird später ausschließlich seiner eigentlichen Begabung folgen; hierin dürfte sogar etwas einseitigere Erziehung, die der Besonderheit gerechter wird, angebracht sein; in dem herrschenden Schullehrgerüst wurden nur Mittelmäßigkeiten großgezogen. Mein Vorschlag käme der Anschauung der heutigen Zeit bereitwillig entgegen, die ja die Heilsverkündigung der Arbeitsteilung auf ihr Banner geschrieben hat. Soviel ich weiß, befolgen die weltflugen Jesuiten in ihren Schulen ähnliche Erziehungsgrundsätze. —

In der Karl-Friedrich-Straße, der Landesgewerbehalle gegenüber, lebte in einem ausgesprochenen Altkarlsruher Edelbürgerhaus ein Stiefbruder meines Großvaters Bierordt, der „Dnkel Emil“, als „Partiküller“, wie man früher gern sagte. Klonn man die spiegelblank gewichste Stiege hinauf, deren Treppenhaus hübsche Bilder zu Hebelschen Gedichten schmückten, war man sogleich in eine vornehm-behagliche Stimmung versetzt. Im Garten hinter dem Hause durften wir den Osterhas suchen und die großen, goldgelben Mandelzuckernester mit stattlichen, schneeweißen Zuckerhasen sehen mir in seliger Erinnerung. Die Zimmer waren mit altmodisch-wohnlichem Prunk ausgestattet; große Spiegel saßen in Wand-schranktüren und gaben den Räumen etwas Anspruchsvolles. Im Esszimmer hing eine Uhr, die einen arbeitenden Schuster aufwies, der bei der vollen Stunde mit der Hand zum Hammerschlag ausholte; solche Scherze liebte man früher sehr. Der Dnkel, ein unterseßter, rundlicher Herr, das Bild pfahlbürgerlichen Behagens, das Urbild eines „Partiküllers“, war ein leidenschaftlicher Theaterfreund; kaum einen Abend dort versäumte er. Der Besuch eines ihm befreundeten Schauspielkünstlers war ein Ereignis, wovon lange gesprochen wurde. Der Tag im Spätjahr, an dem der „Souffleur“ des Hoftheaters den Theateralmanach in die Häuser zu tragen pflegte, war einer der bedeutungschwersten im Jahre. Zu Weihnachten ließ der Dnkel die Theaterzettel der laufenden Spielzeit in rotem, erlesenem Lederband einbinden; es war dies so ziemlich der einzige Inhalt seiner Bäckerei, denn schöngeistig oder schönwissenschaftlich waren alle meine Verwandten nicht angehaucht. Auch für Politik, die in jenen harmlosen Zeiten nur eine geringe Rolle spielte, hatten sie kaum Sinn, wohl aber für das Behagen des Daseins, in dessen Mittelpunkt das Theater stand.

In der Schulfreizeit ließ man mich die geringen Klassenerfolge gottlob nicht entgelten; da wurden Ausflüge nach dem französischen Straßburg,



wo mich die schlotterigen, rothosigen Schildwachen und die Napoleonsbilder an Ladenfenstern und in Gasthauszimmern mächtig bewegten, sowie Aufenthalte im lieblichen Herrenalb, in Antogast oder im quellenreichen Baden-Baden unternommen. Am letzten Orte war mein Vater in den 1830er Jahren zuweilen mit seiner Großmutter, der Mutter des Onkels Emil, zur Sommerfrische; gern erzählte er von jenen altmodischen Fahrten ins Dostal, wofür die ganze Kücheneinrichtung bis auf den letzten Kochlöffel, sogar die Stuhlhren des Besuchszimmers zur Ausschmückung der dürftigen Gasthausstuben Baden-Badens mitgenommen wurden. Die Kochlöffel hingen, hin und her schwankend, unten am Wagen, und die Stuhlhren wurden neben den Kutscher auf den Vord verpackt. Aus der Karl-Friedrich-Straße 16 setzte sich die schwerfällige Reisekutsche in Bewegung. Meine Urgroßmutter Bierordt war eine so leidenschaftliche Whistspielerin, daß sie sich ihre gewohnte, abendliche Spielgesellschaft auf vier Wochen einlud und gleich mit in den Reisewagen packte. Baden-Baden stand dazumal in seiner ersten Blütezeit als Kurort; zur Zeit unserer Aufenthalte war es seit Jahrzehnten von allen Völkerschaften besucht. Das „Moulettepiel“ nahm das Hauptaufsehen in Anspruch; ich sah eine Russin, die alles verspielt hatte, und zuletzt in höchster Raserei Diamanthalbband, Armbänder und Ringe sich vom Leibe riß und auf den furchtbaren Schicksalstisch hinschleuderte — und auch dies alles verlor, bis sie halb besinnungslos in Verzweiflung und Dunkelheit hinaus taumelte.

Diese Spielerin gemahnt mich an einen andern Glücks- und Schicksalspieler, einen Bekannten meines Vaters. Landauf, landab im Badischen war Ende der 1860er Jahre viel die Rede von einem Verschwender, der in Heiligenzell bei Lahr sein Wesen trieb: dies war Herr Graumann, ein ehemaliger badischer Major, ein Riese von Wuchs. Er war durch seine fleingestaltige Frau zu großem Vermögen aus der Millionenerbschaft des fast sagenhaften, in London zu fabelhaftem Reichtum gelangten deutschen Schneidermeisters Stulz gekommen. Als reicher Erbe mußte er natürlich ein Schloß besitzen; als es fertig gebaut war und ihm einige Zimmer drin nicht behagten, ließ er es teilweise wieder abreißen und von neuem auf führen. Ein solcher Mann hat viele „Freunde“, die Hab und Gut selbstlos mitverprassen helfen. In seinem Marstalle fraß eine stattliche Zahl herrlicher Pferde Hafer aus Krippen von karrarischem Marmor. Nach aufgehobener Tafel führte der Schloßherr seine Gäste durch sein Gebiet; in der Stallung bildeten Bereiter und Knechte in goldübersäten Dienstklei-



bern eine Hecke, die sporenklirrenden Fersen zusammenstimmend und den glückstrahlenden Herrn ehrfürchtig begrüßend. Eines Tages hatte die abreisende Gattin des Bergenders durch Ungefahr den Schlüssel zum Schnapsschranke mitgenommen, als der Gebieter sich eben mit Gästen zu Tische setzen wollte; er hieß einen seiner Jockeis auf dem schnellsten Renner des Stalles an den Dinglinger Bahnhof nachsprennen und den fehlenden Schlüssel heimbringen. Der Windeschnelle des edeln Tiers gelang es, die Gemahlin des Ungebuldigen einen Augenblick vor Abgang des Eilzuges nach Paris einzuholen. Hals über Kopf, möglichst in der Lufttrichtung, raste der Bote die Strecke zurück und überreichte seinem Herrn den gewünschten Gegenstand, noch ehe der Nachtschiff aufgetragen war — aber unten im Schloßhofs röchelte verendend das kostbare, zu Tode gehezte Ross. Fast täglich mußte Graumann Buße für zu schnelles Reiten und Fahren entrichten. Er wollte sogar die Landstraße nach Lahr auf seine Kosten pflastern lassen, um besser darauf fahren zu können! Nach einem halben Jahrzehnt hatte er abgewirtschaftet und eine Menge Schulden dazu gemacht. Da fuhr mit lustig trabendem Vorreiter eine vier-spännige Prachtkutsche beim Amtshause zu Lahr vor: Herr Graumann zeigte selbst seine Gant als Großer Herr an! Andern Tages rief er: „Heute hat der Graumann aufgehört und der Droschkenkutscher fängt an!“ Nahm Abschied von seiner kinderlosen Gattin, verduftete nach Neuyork und ward Omnibusführer. Ein Jahr später, als seine Habseligkeiten unter den Hammer kamen, tauchte er plötzlich wieder auf und wohnte der Versteigerung seines Besitzes in Unerkanntheit mit an. Die österreichische Staatsleitung, die für solche Verschwender offenbar Verwendung hatte, stellte ihn darnach als Forstbeamten in den einsamen Wäldern der Karpathen an; als solcher sei Graumann nicht lange darauf gestorben.

Im Winter 1869/70 ging ich bei Kirchenrat Roth in den Einsegnungsunterricht; eine Riesenschar kaum zu bändigender Jungen machte dem alten, würdigen Herrn das Leben oft sauer; ich war in eine so schüchterne, fromme Knabenzeitspanne getreten, daß ich einer der sanftmütigsten Schüler meines Einsegners war. Als meine Großmutter Schmidt mir vor der Einsegnung eine Uhr mit den beweglichen Worten „Möge sie dir nur gute Stunden zeigen!“ überreichte, bin ich vor Tränen fast zerflossen. Bei der Prüfung in der Evangelischen Stadtkirche mußte ich vor versammelter Gemeinde mit lauter Stimme das Glaubensbekenntnis hersagen, was ich aus tieffster, ehrlichster, zweifelstfreier Herzensüberzeugung tat. Noch lange hielt die weiche, fromme, leichtgerührte Stimmung vor.



Die abscheulichen, geschmacklosen, schwarzen Schildmützen, die die Knaben zur Einsegnung trugen, sind glücklicherweise längst aus dem Brauche gekommen; ich mußte meine, widerwillig genug, noch lange Jahre tragen, da mein sparsamer Vater sehr für gründliches Austragen von Kleidungsstücken war. Den nachherigen Radfahrern schuldet die Welt Dank dafür, daß sie die schmucken Barette, die kleidsamen Kniehosen, die lange verzessen oder verlacht waren, wieder zu Ehren gebracht haben . . .

Oft beim Besuch der Evangelischen Stadtkirche hafteten meine Augen an den grau in grau getönten Wandmalereien, und ich wünschte zu wissen, wer die seltsamen, aschenfahlen Gebilde, die Auftritte aus dem Leben des Heilands darstellen, geschaffen haben mochte. Niemand konnte mir über ihren Schöpfer genügend Auskunft geben. Es war ein Russe, Feodor Iwanowitsch, der sie gemalt und der ein wunderbares Schicksal hatte. Später überkam ich von meinem Großoheim, dem Altertümersammler und Kanzleirat Schmidt, zwei kleine Ölgemälde desselben Meisters; auf der Rückseite des einen hat eine unbekannte Hand den Lebensumriß des merkwürdigen Russen verzeichnet: Feodor entstammte einer kalmückischen Horde von der russisch-chinesischen Grenze; nur eine dunkle Knabenenerinnerung an seine Gefangennehmung in einem Zelte war ihm geblieben; er wurde nach St. Petersburg verbracht und von der Kaiserin Katharina von Rußland der Erbprinzeßin und Markgräfin Amalie von Baden (gest. 1832) geschenkt, die ihm eine sorgfältige Erziehung zu Karlsruhe geben ließ. Man setzt seine Geburt um 1765. Er zeigte frühzeitig Anlage zum Zeichnen und erhielt Unterricht vom Kunsthallenleiter Becker. Seine Reise mit Lord Elgin, dem Akropolisplünderer, nach Griechenland und seine Zeichnungen von den Parthenonbildwerken erwarben ihm einen Namen in der Kunstwelt. Großherzog Karl Friedrich ernannte ihn zum Hofmaler. Feodor starb an den Folgen eines Sturzes aus dem Fenster seiner Wohnung im Jahre 1821; eines Abends hatte er des Weines zu viel genossen; in der dunkeln Stube stieg er, statt zu Bette, zum Fenster hinaus und brach den Hals . . . Vor vielen Jahren wurde mir aus Feodors Leben ein drolliges Begebnis versichert: einst ging er zu einer Hinrichtung nach Rastatt, erbat sich für seine Künstlerzwecke den Kopf des Enthaupteten, tat das unheimliche Deutesstück in ein Kästchen und erreichte, zu Fuß heimwandernd, mit seinem schauerlichen Mitbringsel den Scheidenhardter Wald. Dort begegnete ihm zu Wagen seine Gönnerin, die Markgräfin Amalie, die mit ihren Prinzessinnen-Töchtern eine Spazierfahrt machte. Die hohen Damen, gnädig gelaunt, luden den staubigen Wanderer ein,



den Rest des Weges mit ihnen heimzufahren. Feodor entgegnete höflich, er gehe lieber zu Fuß, doch verpflichteten sie ihn sehr zu Danke, wenn sie ihm seine Last abnähmen und im Wagen heimbeförderten; er wolle das Ristchen im Palast abholen. Und so geschah's. Vom Wunderth geplagt, zu sehen, was wohl der Maler mit sich geschleppt haben mochte, hob eine der Prinzessinnen unterwegs den Deckel der verhängnisvollen Schachtel, und oh! . . . Doch die Sage verschweigt das weitere. —

Ein Vetter meiner Mutter, damals Oberst Schellenberg — den 1849 die Freischärler zum Kastatter Festungskommandanten pressen wollten und der nur auf schleuniger Flucht durch einen bedeckten Gang den Schreckensmännern entkam —, stand Ende der 1860er Jahre zu Karlsruhe. Die „Badischen Biographien“ schildern seine bedeutenden Fähigkeiten als Einrichter und „Artilleriedirektor“. Onkel Schellenberg war ein Mann von edlem Gepräge, dem kein Wittgang, kein Opfer für einen Freund zu viel war, aber von unberechenbarer Heftigkeit. Manchmal waren wir zu Tische bei ihm, und da setzte es allemal Auftritte jähörnigen Aufbrausens. Einmal hatte sein Bursche den Sekt warm gestellt und den Rotwein in den Eiskühler gesenkt — fürchterliche Zornausbrüche folgten; ein andermal flog dem armen Bedienten das ganze Kaffeegeschirr mit sämtlichen Milchkännchen an den Kopf. Uns Jungen waren die Wuterscheinungen das ergößlichste Schauspiel, und immer, wenn es zu Schellenbergs ging, flehten wir in geheimster Herzensstiefe: „Ach, wenn nur der Onkel heute wieder recht wild wird!“ . . . Drei unglückliche, leidende Schwestern Schellenbergs lebten in Durlach, und ich begleitete meine Mutter oft zu ihnen; das eine Jammerwesen ist mir zeitlebens als Beispiel dafür im Gedächtnis geblieben, wie demüthig und bescheiden der Mensch werden kann: sie war viele Jahre bettlägerig, konnte nur in den Morgenstunden zwischen zwei und drei Uhr sprechen und Nahrung zu sich nehmen; darnach wurde sie wieder stumm und schrieb ihren Besuchern die Antworten auf eine Schiefertafel; sie kannte nur einen Wunsch im Leben: daß ein blühender Fruchtbaum, dessen höchsten Gipfel sie vom Bett über einen Hofraum schimmern sah und woran sie den Wandel der Jahreszeiten beobachten konnte, nicht umgehauen werden möge! —

Leider war auch mein zweites Jahr in Unterquarta nicht von Erfolg gekrönt; die schreckliche Größenlehre, die Mathematik, zog abermals ihren schwarzen Schicksalsstrich durch diesen Lebensabschnitt. Zu meiner Entschuldigung diene, daß ich viel krank war, wodurch ich zurückkam; auch hatten die häufigen Schulwechsel, durch die Versetzungen meines Vaters



bedingt, ungünstig auf mein Fortkommen gewirkt. So brachte ich das seltene Kunststück zuwege, zum zweitenmal in derselben Klasse sitzen zu bleiben! Ich, der am härtesten Betroffene, nahm das Mißgeschick gelassener auf als meine Eltern, die sich nach einer auswärtigen Anstalt umsahen, wo ich mit gedeihlicherem Erfolg, als daheim im zerstreuten Leben des von Gastereien winnenden Hauses, arbeiten könne. Da, in diese Sorgen und Familienberatungen hinein, platzte die Granate der französischen Kriegserklärung im Juli 1870! Alle Privatwichtigkeit, eben noch riesengroß erscheinend, schrumpfte für den Augenblick in Winzigkeit zusammen.

Mein Vater befand sich auf der Reise zu den Oberammergauer Passionsspielen; in Konstanz kehrte er schleunigst um. Die Spiele wurden vertagt, die „Apostel“ mußten den Waffentrock anziehen . . . Eine furchtbare Gewitterschwüle, Vorahnung von etwas Ungewissem, Ungeheuerem lastete schwer auf Stadt und Land. Zahlreiche Familien verließen den badischen Fürstenthum, um nach Stuttgart oder an den Bodensee zu gehen und fürs erste in Sicherheit zu sein. Man erwartete mit Recht unmittelbar auf die Kriegserklärung den Einbruch eines französischen Heeres in Süddeutschland. Herr General Dürrot, Kommandeur der Festung Straßburg, offenbar ein besonderer Gönner des nachbarlichen Großherzogthums, der das Zeug zu einem andern Melac in sich zu verspüren schien, hatte gedroht, in Karlsruhe keinen Stein auf dem andern lassen zu wollen; er hatte schon bei etlichen Herbstübungen die Dreistigkeit befohlen, mit seiner Festungsbefähigung die Einnahme des Kehler Brückenkopfes anzudeuten und dabei mit seinem Stab auf einem Kahn inmitten des Rheines recht siegesgewiß herabzufahren. Am meisten fürchtete man sich vor den afrikanischen Turkos, die zu Straßburg in einem umgrenzten Bezirke lagerten, den sie nicht verlassen durften, weil die wilden Unmenschen schon im eigenen Lande scheußlich genug zu haufen angingen.

Wir beschloßen, unbedingt daheim auszuharren, es komme, was da wolle. Silberzeug und sonstige Wertgegenstände wurden an einem sichern Ort in die Erde vergraben, so bestimmt erwartete man den Feind im Lande. Der französische Gesandte v. Rosbourg zögerte seine Abreise möglichst hinaus, weil er immer noch die vergebliche Hoffnung hegte, Baden dem deutschen Gedanken abtrünnig zu machen. Die Sprengung der Kehler Rheinbrücke, eine heldenmüthige Entschlußkraft des vaterländischen Ministers Jolly, sollte der ganzen Welt sinnbildhaft zeigen, daß das Tafeltuch zwischen Baden und Frankreich entzweigegschnitten sei.



Wer gesunde, gerade Glieder hatte, wollte für Deutschland kämpfen. Auch mein Vater meldete sich wieder zum Dienst; er wurde in seine derzeitige Stellung als Platzmajor der Stadt eingesetzt und als Etappenkommandant am Bahnhof verwendet, eine Stellung, die zwar nicht feindlichen Kugeln ausgesetzt war, aber unsäglich viel Mühsal und Beschweris mit sich brachte. Wochenlang kam er nicht nach Hause, sondern bewohnte einen Schuppenbau auf dem Bahnsteige, bis ihn die Überanstrengung des Tags und Nachtdienstes auf ein langes Krankenlager warf.

Während der ersten Plänklergefechte drüben im Elsaß hatten wir noch Schule, wiewohl die Gedanken von Lehrern und Schülern nicht mehr der lateinischen oder nunmehr gar der französischen Grammatik gewidmet waren. Da stürzte der gefürchtete Professor des Griechischen, Herr Weichelt, am Morgen des 5. August ins Klassenzimmer und las mit tränenerstickter Stimme der atemlos lauschenden Klasse die Siegesdrachtung von der großen Schlacht von Weißenburg vor. Nun war kein Halten mehr; hier war selbst Marathon und Plataä! Knall und Fall wurde das Lyzeum geschlossen.

Um meine schwachen, fünfzehnjährigen Arme nicht müßig in den Schoß zu legen, wo das Vaterland alle seine Kräfte zusammenstraffte, stellte ich mich dem ins Leben getretenen Männerhilfsverein für Ausläuferdienste und derlei kleine Verrichtungen zur Verfügung. Mit rotgelbem Schleifchen im Knopfloch machte ich ungezählte Gänge im Auftrag des Frauenvereins; sogar nachts gab es abwechselnd Wache zu tun. Meine Mutter wie meine Großmutter waren unermüdblich als Ausschußdamen und Wundfädenzupferinnen. Wenige Tage vor der Schlacht bei Wörth hatte ich im gartenumgebenen Schloßchen der verstorbenen Großherzogin Sophie — drin der Frauenverein mit unzähligen Sitzungen seinen Hauptstandort aufgeschlagen hatte — den preussischen Kronprinzen, den nachmaligen Kaiser Friedrich, gesehen, wie er mit seiner großherzoglichen Schwester Luise von Baden die Tätigkeit des Frauenvereins besichtigte; die schöne Siegfriedgestalt ist mir unvergessen geblieben. Die Wörther Schlacht hat ihn unmittelbar darnach zu einer der volksbeliebtesten Erscheinungen Deutschlands gemacht.

Kurz nach der ersten großen Niederlage der Franzosen nahmen meine Eltern einen preussischen Leutnant vom 5. Kürassierregiment, Herrn von Schenk, in ihr Haus auf. Dieser Unglückliche sollte nachts in seiner Unterkunft zu Buchsweiler im Elsaß erdolcht werden. Nur seine oft getadelte Jugendgewohnheit, die Hände beim Schlafen kreuzweis übers Gesicht zu



legen, rettete ihn und lenkte die Dolchspitze, statt in die Augen, in die Handflächen. Nach hartem Kampf im Dunkel gelang es ihm, den Mordbuben zu überwältigen und Hilfe zu erreichen. Vom Täter bekam man niemals etwas zu sehen. Viele Wochen war der jugendschöne, ritterliche Offizier mit seinem eichbaumhaften, im Hause stets barfüßig gehenden Kürassierburschen, namens Elsner, unser Gast. Da die Sehnen beider Hände durchstochen waren, war er völlig gelähmt; meine Mutter gab dem Hilflosen wie einem Kinde die Nahrung ein, so daß mein kleiner Bruder Konstantin sich erkundigte, ob alle preussischen Kürassiere derart gefüttert werden müßten. Unter der unermüdlichen Pflege meiner Mutter erholte er sich zusehends und konnte zuletzt seinem Regiment vor Paris nachreisen. Seine Eltern bezeugten den Meiligen eine so rührende Dankbarkeit, daß alle Weihnachten bis zu ihrem Tode regelmäßig eine Kiste voll Königsberger Marzipans von ungeheuerlichem Umfang eintraf! Halbe Tage saß ich mit dem netten Offizier, einem ostpreussischen Gutsbesitzerssohn, auf dem Söller und unterhielt ihn, indes zuweilen Abteilungen gefangener Turkos und Spahis unter bewachendem Geleite die Kriegstraße entlang am Hause vorübergeführt wurden.

Fast täglich besuchte ich den Vater auf seiner „Bahnhofetappe“. Da gab es farbiges, unterhaltsames Leben und Treiben. Ununterbrochen strömten Züge mit französischen Gefangenen von West nach Ost, unablässig fluteten Züge mit deutschen Nachschubtruppen von Ost nach West. Tausende wurden am Bahnhof in schnell hervorgezauberten Hallen gespeist und getränkt; vielen Hunderten wurden große Bretterhütten zur Nachtrast angewiesen. Ein urwüchsiger, alter, schnauzbärtiger Feldwebel, die rechte Hand meines Vaters, herrschte jeweils die gefangenen Franzosen, wenn sie zur Abendzeit ihre Pritschen beziehen sollten, mit dem Donnerwort an: „Girrande nation, dorrmirr!“ . . .

Eines Morgens trat Freiherr von Molsberg, der Besitzer des Inselgutes Largenau bei Mainz, der Gatte der Baselerin Marie Wettstein — der Jugendfreundin meiner Mutter —, in's Haus und verkündete, er wolle bis Paris vorzudringen versuchen, wo sein Bruder, ein württembergischer Major, stehe; ich solle bis Straßburg ihn begleiten und mir die Belagerung mit ansehen. Durch eine kleine Kriegslist erlangte ich die Einwilligung der Eltern und wir dampften nach Kork bei Kehl. Bis hierher fuhr die Bahn, sonst wäre sie bald in's Bereich der Straßburger Kugeln geraten. Dann ging's auf einem Leiterwagen zum Dorf Auenheim. Unterwegs hatte sich uns der Prinz Karl-Wirt aus Mosbach im Odenwald ange-



schlossen, der auch einen Bruder beim Belagerungsheer auffuchen wollte und reichgespickte Zigarrentischen unter jedem Arme trug. In Auenheim war alles überfüllt von badischen Dragonern; trotzdem ergatterten wir zu dritt noch ein kleines Speicherzimmer in einem Bauernwirthshaus. Als bald wurde der Schlachtenbummel nach der gesprengten Kehler Rheinbrücke fortgesetzt, wobei wir auf der Landstraße von drei preussischen Landwehrmännern in aller Form verhaftet wurden, obschon unser Kriegsgefährte nicht sparsam im Verschwenken von Zigarren war und ein von meinem Vater ausgestellter Kriegspass uns vor schlimmerem schützen sollte. Wir wurden zum wachhabenden, in silberne Feldschärpe gehüllten Offizier in unmittelbare Nähe der Rheinbrücke geleitet, der uns dringend ersuchte, so schnell als möglich uns hinter Kehl in kugelsicheres Gebiet zurückzuziehen, da die Franzosen regelmäßig gegen Abend auf diesen Punkt zu feuern pflegten. Kaum waren seine Worte gesprochen, als ein hinter Schanzkörben unsern Blicken verborgener Mörser derart zu krachen anhub, daß es uns buchstäblich in die Höhe lüpfte und uns für einen Augenblick vor Schrecken Hören und Sehen vergehen ließ.

Mit anbrechender Dunkelheit kehrten wir von dem gefahrvollen Spaziergang in großem Bogen nach Auenheim zurück, stiegen auf den Dorfkirchenturm und sahen bis tief in die Nacht das schauerlich schöne Spiel der Raketen, Leuchtkugeln und Granaten, indes das Münster von Feuerbränsten dunkelrot erhellte war. Todmüde sanken wir ins Bett.

Nach kurzer Frühwaschung am Brunnen im Wirthshofe mit badischen Dragonern zusammen, nahm ich Abschied von meinem Reisegenossen. Wolsberg setzte seinen abenteuerreichen Zug wirklich bis Paris fort und brachte eine Menge von Chassepotkugeln, Kürassen und Helmen als Beute heim, womit er eine ganze Zimmerwand auf seiner einsamen Robinsoninsel Langenau im Rhein ausschmückte ...

Ich fuhr mit einem Leiterwagen nach Kork zurück, wo zu jener Zeit ein Bruder des Oberst Schellenberg, also ein Verwandter von mir, Pfarrer war.

Nach kurzem Besuch im gastlichen Pfarrhaus ging's noch denselben Vormittag heim. Der Zug fuhr in Karlsruhe unter Kanonendonner ein; beim Aussteigen sah ich freudig bewegte Menschen durch festlich besagte Straßen wogen, und es jubelte von allen Lippen: Kaiser Napoleon ist bei Sedan mit seinem ganzen Heere gefangen worden! —

Mitten im Kriegslärm und sich überstürzenden Siegesnachrichten hatten meine fürsorglichen Eltern in dem reizenden, am nördlichsten gelegenen



Städtchen unseres badischen Heimatlandes bei einer ihnen warm empföh-  
lenen Familie glücklich Unterkunft für mich gefunden; dort sollte ich meine  
bisher so wenig von Erfolg begleitete Lyzeumsarbeit unter dem Hochstand  
günstigerer Gestirne fortsetzen; und an dem denkwürdigen Tage, da Straß-  
burg die weiße Fahne vom Münsterturne wehen ließ und wieder eine  
deutsche Stadt wurde, zog ich, von meiner Mutter geleitet, nach Wertheim  
am Main in die Verbannung.